«Wir kommen nicht mehr aus dem Abklären raus»

Eine wachsende Anzahl an Kindern wird auf Entwicklungsstörungen abgeklärt. Woran liegt das, und was lässt sich dagegen tun? Drei Beteiligte geben Auskunft.

«Wir alle sollten die Kinder wieder mehr so annehmen, wie sie sind», sagt Kinderarzt Michael von Rhein. Bild: Georgios Kefalas

Ralph Steiner, watson

«Immer mehr Kinder im Vorschul- und Schulalter sind auf Unterstützung angewiesen. In den vergangenen zehn Jahren ist der Bedarf um mindestens 30 Prozent angestiegen.» Das sagt Michael von Rhein, Leiter des Bereichs Sonderpädagogik und leitender Arzt in der Abteilung Entwicklungspädiatrie am Kinderspital Zürich.

Über die Gründe für diesen signifikanten Anstieg kann von Rhein nur spekulieren. «Vielleicht hat man diese Kinder mit besonderen Bedürfnissen vor zehn, zwanzig Jahren weniger wahrgenommen.»

Den Anstieg an Kindern mit Unterstützungsbedarf hat auch Esther Denzler festgestellt. Denzler, seit einem Jahr pensioniert, war über 40 Jahre lang Primarlehrerin im Kanton Zürich. Zudem war sie als Heilpädagogin aktiv. Unzählige Kinder hat sie begleitet. «Gewisse Kinder haben komplexe Rucksäcke.»

Der früheren Primarlehrerin machten im Unterricht jedoch weniger die Kinder mit einer körperlichen, geistigen oder sprachlichen Beeinträchtigung zu schaffen. Vielmehr waren es jene mit einer Verhaltensauffälligkeit. Denzler führt aus: «Verhaltensauffällige Kinder oder solche mit mangelnder Sozialkompetenz stören mit ihrem Benehmen den Rest der Klasse und können den ganzen Unterricht lähmen.»

Schulpsychologische Dienste sind überlastet

Nicht nur der tatsächliche Unterstützungsbedarf, sondern auch der Wille, ein Kind auf ADHS oder eine andere Störung abzuklären, hat markant zugenommen. Diese Zuweisungen von Schulkindern an die Abteilung Entwicklungspädiatrie stiegen in den vergangenen Jahren derart stark an, «dass wir das kaum noch bewältigen konnten», sagt Kinderarzt von Rhein.

Bei Problemen in der Schule ist von Rhein deshalb bestrebt, dass betroffene Kinder für eine Erstabklärung zunächst den Schulpsychologischen Dienst aufsuchen.

Auch die Schulpsychologischen Dienste seien jedoch zunehmend überlastet, erzählt die ehemalige Primarlehrerin Denzler. «Früher konnte ich bei starken Auffälligkeiten eines Kindes den Schulpsychologischen Dienst zu niederschwelligen Beratungen hinzuziehen. Nach einem Klassenbesuch haben wir jeweils die weiteren Schritte besprochen. Heute ist dieses Vorgehen mangels Ressourcen leider beinahe undenkbar.»

Kinder werden schneller abgeklärt als früher

Obwohl eine Diagnostizierung in vielen Fällen wichtig sei, stört sich Kinderarzt von Rhein daran, dass heutzutage oft auch bei Kindern mit leicht auffälligem Verhalten rasch an eine Abklärung gedacht werde. Er plädiert dafür, dass Kitas und Schulen personell ausreichend ausgestattet und dafür ausgebildet sein sollten, ein Spektrum an verschiedenen Kindern auszuhalten. «Nur Kinder mit klar erkennbaren Entwicklungsproblemen oder psychischen Störungen sollten ärztlich abgeklärt werden.»

Er sagt, im schulischen Kontext komme es vor, dass es heisse: «Dieses Kind funktioniert nicht ganz so, wie wir uns das vorstellen. Bestimmt hat es eine Krankheit oder Störung.» Von Rhein setzt sich dafür ein, Kinder wieder mehr so anzunehmen, wie sie sind.

Dagmar Rösler ist Präsidentin des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz. Zum Vorwurf, Schulen förderten Abklärungen, sagt sie: «Ich finde das eine etwas verkürzte Theorie.» Die Gesellschaft verändere sich stark und mit ihr auch die Kinder. Die Heterogenität in Schulhäusern und Klassen nehme stetig zu. Diese veränderte Ausgangslage führe dazu, dass tatsächlich viele Kinder Hilfe benötigten.

Hinzu komme, dass «Lehrpersonen sich nicht dem Vorwurf ausgesetzt sehen möchten, weggeschaut und keine Unterstützung veranlasst zu haben». Rösler betont: «Das Argument, dass man stattdessen die Kinder so nehmen muss, wie sie sind, trägt der grossen Komplexität, in der Lehrpersonen sich befinden, leider nicht Rechnung.»

Die ehemalige Primarlehrerin Denzler findet: Kinder mit auffälligen Verhaltensweisen habe es schon immer gegeben und dass man sie heute ernster nehme, sei positiv. Doch problematisch sei, dass der Fokus primär auf den erwähnten auffälligen, lauten Kindern liege. Das habe zur Folge, dass ein stilles, introvertiertes Kind mit Entwicklungsstörung unbemerkt bleiben könne.

Wie von Rhein verortet auch Denzler das Bedürfnis nach einer Diagnose primär bei den Schulen. Allerdings aus einem anderen Grund: «Lehrpersonen können oft nur auf zusätzliche Unterstützung für ein Kind hoffen, wenn es abgeklärt ist oder eine Diagnose vorliegt.»

Rösler vom Lehrerinnen- und Lehrerdachverband sagt dazu: «Das System verlangt Abklärungen, die zuerst getätigt werden müssen, bevor man Unterstützung erhalten kann.»

Heilpädagoginnen sind oft nur drei Stunden da

Könne bei der Abklärung kein eindeutiger Befund (zum Beispiel ein niedriger IQ) festgestellt werden, seien die daraus resultierenden Unterstützungsmöglichkeiten meist sehr beschränkt. Die Lehrpersonen fühlten sich oft im Stich gelassen, sagt Denzler.

Für diese Kinder müsse sich die Klassenlehrperson sehr empathisch und zeitintensiv einsetzen, etwa mit aufwendiger Elternarbeit. Doch auch das habe regelmässig nicht ausgereicht. Sie sagt: «Für Kinder ohne Diagnose braucht es mehr Leute im Klassenzimmer.»

Leute wie Ronja Meier (Name geändert). Die Primarlehrerin beendete diesen Sommer die berufsbegleitende Ausbildung zur Heilpädagogin. Pro Klasse sind es vier bis sechs Kinder, welche die Unterstützung Meiers benötigen. Auf die Frage, ob dies zu stemmen sei, antwortet die Heilpädagogin: «Nein, nicht wirklich. Ich kann nicht allen Kindern gerecht werden, die Hilfe benötigen.»

Auch seien drei Lektionen pro Klasse generell viel zu wenig. «Kinder auf dieser Stufe haben zehn Lektionen Mathe und Deutsch pro Woche. Was machen sie in den sieben Lektionen, in denen ich abwesend bin?»

«Die integrative Schule kommt an ihre Grenzen»

Aktuell ist Meier in einem Zürcher Schulkreis mit sozioökonomisch bessergestellten Familien tätig. Als Folge davon spricht die Stadt weniger Ressourcen. Für die Heilpädagogin ist dieses nicht nachvollziehbar. Sie sagt: «Auch eine sozial bessergestellte Familie kann ein Kind mit Lernschwierigkeiten oder einer Behinderung haben. Was zählt, ist der Einzelfall.»

Zum Sozialindex nimmt Rösler vom Lehrerinnen- und Lehrerdachverband nicht Stellung, ausser dass nicht alle Kantone ihn nutzen würden. Sie bestätigt jedoch, dass Schulen noch immer mit Personalmangel zu kämpfen hätten. Auch im Therapiebereich. Rösler führt aus: «Den nicht abebbenden Ruf nach mehr Ressourcen kann man damit abtun, dass Lehrpersonen offenbar nie zufrieden sind mit den Ressourcen. Man kann ihn aber auch als wichtiges Zeichen anschauen, dass wir mit der integrativen Schule an eine Grenze gekommen sind und ernsthaft Lösungen suchen müssen, wie man diese gezielt stärken kann.»

Wie Ex-Primarlehrerin Denzler ist auch Heilpädagogin Meier überzeugt, dass Ressourcen viel schneller und unkomplizierter gesprochen werden müssten. «Wenn ich merke, dass ein Kind sofort Hilfe braucht, dauert es fast eineinhalb Jahre, bis die Unterstützung bewilligt wird.»

Fotowettbewerbe geraten im KI-Zeitalter unter Druck

Warum das diesjährige Siegerbild der Vogelwarte Sempach garantiert nicht mit KI hergestellt wurde.

Christian Burg

Die Schweizerische Vogelwarte Sempach hat kürzlich die Gewinner ihres internationalen Fotowettbewerbs bekannt gegeben. 680 Naturfotografierende aus 24 Ländern reichten fast 9400 Bilder ein. Der Gesamtsieg ging an den erst 18-jährigen Elias Biegger, einen leidenschaftlichen Birder und Naturfotografen aus der Region Zürich. Seit fast zehn Jahren ist er Mitglied der Jugendgruppe Natrix.

Sein Siegerbild zeigt ein zierliches Rotsterniges Blaukehlchen in einem Hochtal der Schweizer Alpen. Als der Vogel nach wiederholten Singflügen von einem steinernen Hausdach zur Landung ansetze, drückte Biegger im richtigen Moment ab.

In Zeiten, in denen künstlich generierte Bilder immer realistischer werden, stellt sich jedoch die Frage: Wie kann man sicher sein, dass es sich bei den eingereichten Fotos tatsächlich um echte Aufnahmen handelt? Livio Rey, Mediensprecher der Vogelwarte Sempach, erklärt auf Anfrage: «In der Jury sitzen erfahrene Personen und selbst Naturfotografen, die ein geübtes Auge dafür haben, was echt ist und was KI-generiert sein könnte.»

Früher verrieten sich solche erstellten Bilder durch anatomische Fehler oder unnatürliche Lichtverhältnisse. Heute sind es subtile Hinweise, die auf eine künstliche Herkunft hindeuten: etwa übertrieben perfekte Kompositionen, fehlende oder manipulierte Metadaten, sowie unrealistische Details. Doch die Technik der Bildgenerierung durch KI, wie beispielsweise DALL-E oder Midjourney, ist mittlerweile so ausgereift, dass laut einer Microsoft-Studie KI-Bilder von Menschen in nur rund 62 Prozent der Fälle erkannt werden.

Kein Werk der KI: Sieger des Fotowettbewerbs 2025 der Vogelwarte Sempach. Bild: Elias Biegger

Die Rohdaten machen Bilder fälschungssicher

Umso wichtiger sind klare Regeln und technische Prüfverfahren bei Fotowettbewerben wie dem der Vogelwarte Sempach. In deren Teilnahmebedingungen ist klar formuliert, dass von allen Bildern, die es in die engere Auswahl schaffen, sowohl die bearbeiteten Versionen in voller Auflösung als auch die Originaldateien – entweder im RAW-Format oder als unbearbeitetes JPG – eingereicht werden müssen.

Diese technischen Nachweise machen es nahezu unmöglich, dass ein KI-generiertes Bild unbemerkt unter die Gewinner gelangt. Denn KI-Bilder besitzen keine RAW-Dateien, sie entstehen nicht durch einen Kamerasensor, sondern durch Algorithmen.